

Kommentar

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SICHERHEIT FÜR EUROPA?

Mit dem Beginn der Botschaftergespräche in Helsinki am 22. November, an denen sich 34 Staaten beteiligen – der Bogen reicht von den beiden Supermächten bis zu San Marino und dem Vatikan –, sind die Verhandlungen über eine *Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* in ihre abschliessende und entscheidende Phase getreten. Am Zustandekommen des Mammuttreffens, dem bereits jetzt die abgekürzte Etikette KSZE angehängt worden ist, wird heute kaum noch gezweifelt, auch wenn Ort und Termin bis jetzt noch nicht festgelegt sind und der Verlauf der Gespräche in Helsinki zunächst einem Abstecken der gegenseitigen Standpunkte diene. Eine Denkpause über Weihnachten und Neujahr sollte dazu benutzt werden, eine Bilanz dieser ersten Fühlungnahme zu ziehen, während die üblichen bilateralen Kontakte zwischen den Diplomaten in der finnischen Hauptstadt aufrechterhalten wurden. Mitte Januar wird die vorbereitende Verhandlungsrunde weitergeführt.

Ein Erfolg der Beharrlichkeit Moskaus

Die Tatsache, dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Konferenz noch im Laufe dieses Jahres beginnen wird, ist zunächst ohne Zweifel ein Erfolg der Beharrlichkeit der sowjetischen Politik. Russland hat vor neunzehn Jahren erstmals seine Forderung nach einem solchen Treffen vorgetragen; es ist damals auf weitgehende Ab-

lehnung des Westens gestossen, hat aber mit der ihm eigenen Geduld unter wechselnden Vorzeichen und Akzentsetzungen seinen Vorschlag während der fünfziger und sechziger Jahre in konsequenter Kontinuität wiederholt. Das Interesse des Kremls an einer gesamteuropäischen Konferenz war offensichtlich: sie sollte an Stelle einer den Zweiten Weltkrieg abschliessenden umfassenden Friedensregelung den 1945–1948 in Europa entstandenen *Status quo* und damit die sowjetischen Eroberungen des Krieges garantieren und sanktionieren; sie sollte ferner das westeuropäische Glacis auflockern und gleichzeitig die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die UdSSR am wirtschaftlichen Aufschwung und technologischen Know-how des Westens partizipieren könnte.

Die *einseitige* Gewichtung der Interessen war so deutlich, dass auf westlicher Seite die Neigung, den sowjetischen Begehren nachzukommen, lange Zeit gering blieb. Das änderte sich erst Ende der sechziger Jahre, als die Sowjetunion – wohl vor allem in Rücksicht auf die eigene innenpolitische Situation und die sich verschärfende Konfrontation mit *China* – zu einigen Konzessionen bereit war. Die erste betraf *Berlin*, über das ein Viermächteabkommen zustandekam, welches die dem ständigen Zugriff der östlichen Machthaber ausgesetzte Stadt (oder zumindest ihren westlichen Teil) vertraglich absicherte. Die zweite bestand in der Zusage des Kremls zu Gesprächen über eine beiderseitige ausgewogene *Truppen-*

reduktion (MBFR), die freilich nicht im Rahmen der Sicherheitskonferenz, sondern parallel zu ihr geführt werden sollten. Auf dieser Basis kam es zu den Vereinbarungen über die vorbereitenden Botschaftergespräche von Helsinki.

Differenzen

Beide Seiten kamen freilich mit unterschiedlichen Vorstellungen an den Verhandlungstisch. Die Vereinigten Staaten, und mit ihnen zahlreiche weitere westliche Länder, wünschten eine gründliche Vorbereitung der Konferenz; vor allem die Ausarbeitung einer detaillierten Traktandenliste. Die Sowjetunion hingegen suchte das Botschaftertreffen zu einer mehr oder minder formalen Angelegenheit zu machen; die Delegierten sollten, ohne sich lange an Sachfragen aufzuhalten, sofort die Einberufung der KSZE beschliessen; die russischen Vertreter schlugen vor, diese am Ende des Monats Juni 1973 in Helsinki zusammentreten zu lassen.

Dieser erste Ansturm der Sowjetunion misslang. Zwar trat der Westen, wie erwartet, nicht geschlossen auf. Frankreich, das sich seit langem den sowjetischen Wünschen gegenüber aufgeschlossener gezeigt hatte als die übrigen Partner der atlantischen Allianz, plädierte auch jetzt für ein rasches Vorgehen, wobei Paris das Schwergewicht auf Fragen der Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem, technologischem und kulturellem Gebiet legte. Auf der amerikanischen Linie bewegten sich vor allem die Niederlande, während die Bundesrepublik, welche einen mittleren Kurs einhielt, ebenfalls eine gründliche Vorbereitung befürwortete und darauf drängte, dass MBFR und KSZE in zeitlicher Parallele nebeneinander geführt

würden, da politische und militärische Sicherheit in untrennbarer wechselseitiger Verflechtung stünden. Trotz diesen auch innerhalb des westlichen Lagers divergierenden Auffassungen war dessen Homogenität doch überraschend gross. So drang Moskau mit seiner auf Tempo abgestimmten Forderung nicht durch, und die Vorbereitungsphase wurde – gegen den Willen der Sowjetunion – in den Januar hinein verlängert.

Rumäniens Einzelgang

Die offensichtliche Zurückhaltung der Grossmächte gewährte den mittleren und kleinen Staaten in Helsinki einen verhältnismässig grossen Spielraum. Diesen machte sich vor allem Rumänien zunutze, das in seiner Grundsatz-erklärung einen Katalog von Forderungen aufstellte, die zum Teil in diametralem Widerspruch zu den Wünschen Moskaus standen. So verlangte Bukarest Garantien für die Sicherheit und den Schutz vor gewaltsamer fremder Einmischung, schlug die Aufnahme des Themas «Abrüstung» auf die Tagesordnung vor, wünschte den Beizug sämtlicher Länder zu den Gesprächen über Truppenabbau. Alle auf fremden Territorien stehenden Streitkräfte sollten hinter die nationalen Grenzen zurückgezogen werden.

Man wird dem Einzelgang Rumäniens nicht allzu grosses praktisches politisches Gewicht beimessen dürfen; aber er ist doch symptomatisch und lässt vermuten, dass die KSZE kaum in allen Teilen nach dem Plan abrollen dürfte, den Moskau sich zurechtgelegt hat. An den *realen Machtverhältnissen* wird sich allerdings – darüber darf man sich wohl keinen Illusionen

hingeben – auch durch weitere, ähnlich mutige verbale Demonstrationen kaum viel ändern.

Umriss der KSZE

Aus dem Gang der Vorgespräche lässt sich bereits heute ableiten, wie sich die Sicherheitskonferenz, wenn sie einmal zusammentritt, in ihren einzelnen Phasen abwickeln wird. Den Auftakt bildet ein Treffen der *Aussenminister*, dann folgt die Arbeit in den einzelnen zu bildenden *Kommissionen*, zum Schluss wird in einer neuen Zusammenkunft «auf geeigneter Ebene» das Resultat kodifiziert. Nach sowjetischer Auffassung würde es sich bei dieser «geeigneten Ebene» um eine *Gipfelkonferenz* der Regierungschefs handeln; auf westlicher Seite möchte man sich vorläufig nicht festlegen und zuerst die Ergebnisse der Kommissionsberatungen abwarten.

Es ist klar, dass die Arbeit in den *Ausschüssen*, also die zweite Phase, die wichtigste und (falls sich die Konferenz positiv entwickeln sollte) konstruktivste sein wird. Von westlicher Seite legt man deshalb Gewicht darauf, das Mandat und den Auftrag dieser Kommissionen von allem Anfang an genau und präzise zu umschreiben – ein weiteres Argument dafür, dass die Vorbereitung der Konferenz mit aller Gründlichkeit durchgeführt werden muss. Einem Treffen dieser Grösse und von dieser zeitlichen Dauer droht ohnehin die Gefahr, dass es sich auf Nebengeleisen verliert und in vagen Deklamationen erschöpft.

Perspektiven

Welches sind die Aussichten für die Sicherheitskonferenz? Es wäre wohl ver-

fehlt, in ihr ein historisches Ereignis von der Grössenordnung des Wiener Kongresses oder auch nur der Politikergespräche von Versailles zu sehen, die 1918/19 dem Ersten Weltkrieg folgten. Der Akzent der KSZE liegt eindeutig auf dem Thema *Zusammenarbeit*. Hier sind auf lange Frist gesehen gewiss Resultate zu erzielen, sofern es nicht zu heute noch nicht voraussehbaren Krisen oder neuen Spannungen zwischen den beteiligten Mächten kommt. Aber das *machtpolitische Schwergewicht* wird ohnehin nicht auf der Sicherheitskonferenz liegen, sondern auf den Gesprächen über den ausgewogenen Truppenabbau und auf SALT II. Die Zurückhaltung der Supermächte in Helsinki, die den kleinen und den blockfreien Staaten ein ausgiebig benütztes Forum gab, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sich die Grossen der unterschiedlichen Bedeutung und Rangordnung dieser einzelnen Konferenzen bewusst sind. Die KSZE wird, auch wenn sie sich vorzüglich zu spektakulärer Aktivität und verbalen Beteuerungen des Entspannungswillens eignet, im Rahmen der nun anlaufenden oder bereits in Gang gesetzten zwischenstaatlichen Gesprächsserien aller Voraussicht nach nur eine *sekundäre Rolle* spielen. Daran würde sich auch nichts ändern, wenn die Sicherheitskonferenz, wie es der Wunsch Moskaus ist, *institutionalisiert* würde. Der Vielzahl internationaler Gremien würde auf diese Weise ein weiteres beigefügt, über dessen Funktionsfähigkeit angesichts seiner Grösse und heterogenen Struktur von vornherein eine gewisse Skepsis angebracht erscheint.

Alfred Cattani

QUELQUES RÉFLEXIONS SUR L'EUROPE ET SUR LA SUISSE

*Après la votation fédérale
du 3 décembre*

Le vote du 3 décembre a été d'une netteté exemplaire. Le peuple et les cantons ont plébiscité, comme on le leur demandait (à tort selon nous), la politique prudente et réaliste du Conseil fédéral.

Nos relations économiques avec nos voisins reposent désormais sur des bases nouvelles. Si les règles de l'AELE demeurent valables pour les sept pays restés membres de cette organisation (d'autres pays pourraient bien se joindre à eux), avec les Neuf, c'est l'accord de Bruxelles qui, désormais, fera loi. Si tout se passe comme on l'escompte, d'ici quelques années notre économie devrait bénéficier de la respiration large et aisée qu'assure naturellement une vaste zone de libre échange.

Nous avons pris le Marché commun pour ce qu'il est actuellement: une communauté économique. Nous avons réglé avec lui, à la satisfaction des deux parties, un problème économique majeur. Nous ne nous sommes pas pour autant enfermés dans un bloc: nous demeurons au contraire libres de régler à notre guise nos relations commerciales avec le reste du monde.

L'accord de Bruxelles est donc un pur accord économique. Il ne règle que certains aspects de nos relations commerciales avec une partie de l'Europe. Seuls peuvent lui attribuer une portée historique ceux qui ont la naïveté de croire que l'intégration économique, telle que la réalise le Marché commun, suffira à créer comme par mi-

racle l'Europe politique unifiée de demain.

Il est malaisé de porter un jugement équitable sur le Marché commun. Il est, indéniablement, de toutes les organisations européennes celle qui a acquis les résultats les plus substantiels. Le Royaume-Uni l'a admis, ce qui est un signe non équivoque. Pour lui, le 1^{er} janvier 1973 est une date historique. Il suffit de relire ou de réentendre (grâce au disque publié par la ville de Zurich) le fameux discours adressé en 1946, par Churchill, aux étudiants zurichois pour mesurer le chemin parcouru. Les Britanniques, au lendemain de la guerre, pressaient Allemands et Français de se réconcilier; ils engageaient les peuples du continent à s'unir; mais ils se réservaient, pour eux, un rôle à l'échelle mondiale; ils pensaient qu'ils pourraient continuer à régner sur les flots et sur les continents lointains. Un quart de siècle plus tard, le Royaume-Uni s'amarre, sans esprit de retour, au Continent; il renonce à jouer un rôle de puissance mondiale; une appréciation réaliste des choses a prévalu. Cela, c'est un événement historique dont on ne mesurera que peu à peu l'importance.

La voie économique n'est qu'une des voies de la construction européenne. Jusqu'ici, c'est à peine si on s'est engagé dans la voie politique, qui est pourtant essentielle. Le moins qu'on puisse dire de l'Europe politique, c'est qu'elle est encore embryonnaire. Pis: elle court le risque de n'être qu'un monstre. Par leur potentiel économique, par leur rôle dans le commerce mon-

dial, par leurs richesses matérielles, par le nombre et le génie de leurs savants, les Neuf sont au même niveau que les deux grandes puissances mondiales, les Etats-Unis et l'Union soviétique (la Chine n'est pas et n'aspire apparemment pas à devenir une puissance mondiale); mais, militairement, face à ces deux géants, l'Europe des Neuf n'est qu'un nain, qui dépend pour sa sécurité de la présence des divisions américaines, avec leur armement atomique. Or un géant économique qui n'a ni becs ni ongles pour se défendre, et qui n'a pas de tête pensante pour concevoir ses relations avec le reste du monde, qu'est-ce sinon un monstre?

Une Europe doublement amputée

Second élément de faiblesse: déjà amputée d'une partie d'elle-même (l'Est de l'Allemagne; la Pologne, la Bohême, la Slovaquie, la Hongrie, la Croatie, la Slovénie, pays catholiques qui sont depuis le moyen-âge dans la mouvance de Rome et de l'Occident; la Roumanie, qui incline vers les pays latins de l'Ouest par affinité naturelle), l'Europe en formation néglige dangereusement son flanc méditerranéen dont on a dit, très justement, qu'il était devenu son ventre mou.

L'élargissement du Marché commun ne s'est fait que du côté du Nord, des longues nuits et des mers froides. La vallée du Rhône, la Provence, le Languedoc et la Corse, en France; la Péninsule italienne, la Sardaigne et la Sicile représentent seuls, dans le cercle des Neuf, le monde méditerranéen; c'est peu si l'on songe à l'exceptionnelle qualité humaine des peuples qui vivent sur les rives de la Méditerranée, à tout ce

qu'ils sont aujourd'hui capables dès que les circonstances les mettent en mesure d'agir, à ce que l'on peut attendre d'eux à partir du moment où ils seront politiquement assez mûrs pour renoncer aux béquilles des régimes dictatoriaux que nous leur reprochons à juste titre. Bref, l'Europe qui se cherche et se fait, à Strasbourg comme à Bruxelles, est en train de négliger la moitié, en qualité et en quantité, de son potentiel humain.

Un tableau assez sombre

Même sur le plan économique, il y a au moins autant d'ombres que de lumières. Le futur ordre monétaire européen n'en est encore qu'à l'âge des balbutiements rhétoriques; le communiqué publié à son sujet, après le sommet de Paris, en octobre, ne contient que de bonnes intentions.

Enfin le rythme de la construction européenne sera nécessairement affecté par les incertitudes de la politique intérieure dans les Etats nationaux. Or la France est à la veille d'élections dont on voit encore mal l'issue; la Belgique et les Pays-Bas sont en quête de gouvernements introuvables; l'équilibre politique italien est si instable que les partis s'occupent au moins autant de trouver un point de chute pour le gouvernement actuel que de résoudre les problèmes urgents (un exemple: bien qu'il y ait péril en la demeure, voici bientôt trois ans que l'on remet de mois en mois les décisions qui devraient assurer la survie de Venise, ville qui se dégrade, se dépeuple et se meurt).

Ce tableau peut paraître terriblement sombre. Il l'est. Mais ce n'est pas une raison pour se démoraliser. Si les

Eurocrates de Bruxelles ont mauvaise presse, s'ils sont, politiquement, peu séduisants, leur travail patient a tout de même obtenu des résultats pratiques appréciables. Des organisations autres que le Marché commun travaillent utilement. Dans le domaine scientifique, le CERN et l'EMBO sont des succès et le réseau des collaborations multilatérales entre savants, académies, fondations chargées d'encourager la recherche se fait de plus en plus serré. Les difficultés de l'Europe spatiale ont beaucoup défrayé la chronique, mais les succès obtenus ne sont pas négligeables. Dans le domaine des communications et des télécommunications, où l'intégration a commencé il y a des décennies déjà, les progrès sont impressionnants. L'OCDE est une agence de premier ordre.

L'Europe de Bruxelles et l'Europe de Strasbourg

Toutefois, les efforts déployés dans ces divers domaines, pas plus que la seule intégration économique, ne suffiront à faire de l'Europe une entité politique cohérente, apte à agir dans le monde.

L'Europe de Bruxelles a été la marmite du centralisme unitaire. Elle ne conçoit le mouvement qu'à partir du centre. Elle a tendance à imaginer des modèles et à enjoindre à une réalité rebelle l'ordre de s'y conformer. Cette méthode est contestable en son principe; elle est mal adaptée à la complexité des structures européennes. Le fait que les cultivateurs d'agrumes siciliens en aient été réduits l'hiver dernier à manifester à Bruxelles, montre à quelles absurdités l'esprit de centralisme eurocratique conduit presque nécessairement.

Qu'ils devaient être dépaysés, désemparés, devant les façades de verre des grands buildings administratifs de la colline du Cinquantenaire, ces paysans habitués à voir l'Etna enneigé à travers les feuillages luisants ponctués d'oranges d'or de leurs vergers!

L'Europe de Strasbourg – celle du Conseil de l'Europe – a un rôle complémentaire à jouer. C'est l'Europe des pouvoirs locaux, des régions, de la diversité. Le mouvement naturel y va de la périphérie vers le centre, du bas vers le haut. Comme en Suisse. Et c'est pourquoi cette Europe là nous plaît davantage. Du point de vue de l'efficacité à long terme, les méthodes de Strasbourg pourraient bien être plus riches de développements politiques que les méthodes de Bruxelles.

Le chemin parcouru jusqu'ici est considérable si on songe d'où l'on revient. 1945, c'est il y a moins de trente ans; à peine l'espace d'une génération. Cela a suffi pour que les peuples de l'Europe prennent conscience, de manière irréversible, de cette réalité fondamentale: ils forment une communauté de destin; et même si, sur le plan des structures et des institutions, ils n'ont encore réalisé qu'une faible partie de leur programme, ils ont, au moins, conjuré à jamais les mauvais spectres du passé; la situation morale est bonne en ce sens que les peuples aspirent ardemment, sincèrement à se comprendre et à s'apprécier. Le mérite en revient, pour une part appréciable, au Conseil de l'Europe et aux liens qu'il a patiemment tissés entre les communes, entre les pouvoirs locaux, qu'il est essentiel de renforcer et de valoriser pour qu'ils servent de contrepois aux concentrations de pouvoir technocratique.

Tout cela est bel et bon; mais les

inconvénients qu'il y a, pour l'Europe en mal d'unité, à n'avoir pas de tête politique, sont chaque jour plus manifestes. A Helsinki, les Européens de l'Ouest viennent d'agir en ordre dispersé. Aux Nations Unies, c'est à peine s'ils se concertent sérieusement et s'ils accordent, à l'occasion, leurs violons. Lors de la dernière conférence générale de l'UNESCO, en automne, l'Europe, tant celle des Neuf de Bruxelles que celle des Dix-sept de Strasbourg, était comme absente, inexistante. Et ce ne sont pas les progrès de l'intégration économique, ce ne sont ni l'Europe verte ni l'Europe des pinards qui remédieront à cette carence!

Notre devoir: participer

L'accord de Bruxelles, plébiscité par le peuple et par les cantons le 3 décembre, n'a réglé qu'un aspect de nos relations avec une partie de l'Europe – car les Neuf ne sont pas davantage l'Europe que ne l'étaient les Six. Or, de

l'Europe, nous faisons historiquement, géographiquement, spirituellement partie; son destin déterminera le nôtre. Et il se trouve que nous avons mis au point, et longuement expérimenté des méthodes fédéralistes et des techniques qui permettent d'élaborer des solutions moyennes, respectueuses des minorités quelles qu'elles soient. C'est dire que dans la construction européenne, qui ne sera pas achevée avant longtemps, nous pourrons faire œuvre utile. Ces méthodes que nous avons expérimentées, interiorisées, sont en effet les seules qui puissent acheminer l'Europe, si diverse, vers une forme non tyrannique d'unité.

Pour accomplir notre service de l'Europe, il nous faut manifester partout notre présence active, critique, constructive. Car l'Europe se fait partout, sur tous les plans. Considérer ainsi les choses, c'est ramener à ses vraies dimensions, qui ne sont certes pas négligeables, notre accord de libre échange pour les produits industriels avec le Marché commun.

Olivier Reverdin

VERALLGEMEINERUNGEN

Eindrücke aus Amerika und der Schweiz

Meine Frau und ich erschrecken während des Schweizer Aufenthalts über die vielen schrillen Hausfrauenstimmen in unserem Bekanntenkreis. Woher das kommt und wohin das führt? Über den Grund ist nur Werweissen möglich: zu grosser Stress, zu grosse Anspannung wegen der Putzwut, der nachbarlichen Beziehungen, der epigonal-patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Die Folge

dürfte immer noch, wie Landsleute behaupten, die Flucht der Männer nach vorn in die Gemeindepolitik und ins Wirtshaus sein. So langweilig und geistlos amerikanische Hausfrauen sein können: derart aufdringliche, nervös-beflissene, überfreundliche Anreden haben wir da kaum gehört.

Andererseits: Wie viel charmanter bewegen sich junge Schweizer Mütter in

der Menge – in der Stadt, im Strandbad – als ihre amerikanischen Altersgenossinnen. Hübsche Mütterlichkeit scheint im alten Erdteil eher möglich zu sein. Man bekommt den Eindruck, die vielen Küchenautomaten hätten die jungen Schweizerinnen doch nicht einfach in den Beruf und zum Fernsehapparat gedrängt; sie seien einfach ein bisschen unbelasteter als ihre Mütter und Grossmütter, könnten öfters spazieren und baden gehen.

Und schliesslich haben wir an Stelle der schrillen Hausfrauentöne die stereotypen Freudenausbrüche der Amerikaner, die eine Plage sind. Ein Ehepaar, er in Princeton erzogen, einer der imponierendsten Männer, die ich kenne, kann sich nicht fassen ob der Pracht des Bodensees: *How nice, how wonderful, really exciting, isn't it just marvellous ...* und mit mehr werden wir schon bei der Ankunft bombardiert, im Wechselgesang. Da zieht sich einem Ostschweizer allerlei zusammen, und wir müssen uns Mühe geben, die Beteuerungen in Ruhe ausklingen zu lassen.

Rasch werden indes alle Verallgemeinerungen Lügen gestraft. Eine Woche später erscheint eine Studentin – und ist einsilbiger als die verschwiegenste Schweizerin. Blickt einfach auf den weiten See.

In Amerika scheinen uns die menschlichen Beziehungen lockerer. Die Türen in den Büros sind offen, man begegnet sich leichthin, was allerdings hie und da Unbekümmertheiten zur Folge hat, die ein Europäer schwer erträgt. Ein herzenguter, im Grund hochanständiger Akademiker, der uns besucht, kann die Grenzen zwischen seinem Besuchsbereich und unseren Privaträumen schlecht begreifen; oft sitzt er an Orten,

die wir als die «unseren» empfinden. Aus früherer Zeit wird mir von einer Auslandschweizerin erzählt, dass in einem luxuriösen New Yorker Office der Liftboy sich jeweils recht leger zum Boss hin gesetzt habe; die Füsse kamen natürlich auf das Pult. Die Beziehungen sind lockerer, wie gesagt. Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften steht man herum, plaudert, kommt und geht – schüttelt nicht zuerst die Hand und sitzt dann lange beieinander. Ein Händedruck ist verbindlicher, als man sich gemeinhin bewusst ist. – Oft ärgert es mich, dass mich sogar im College gute Bekannte nicht mit Namen anreden. Es kommt nicht bloss daher, dass die Bekannten bei einem Europäer selten wissen, ob der Vorname oder Familienname am Platze sei; stereotype, entpersönlichte Anredeformen sind auch unter Amerikanern häufig. Namen wie Hände führen zu engeren Verbindlichkeiten, als wir meinen.

Unser Neffe, ein Physiker, von Stanford nach Bryn Mawr kommend, sagt, es sei in Amerika nicht üblich, auf die eigenen Fehler zurückzublicken; jedenfalls seien seine Selbstbezeichnungen in Stanford jeweils als sonderbar aufgenommen worden. Trotzdem beginne ich, für unser Department ein Tagebuch zu schreiben, ungefähr im Stil der militärischen Tagebücher während des Aktivdienstes. Es gibt in unserem Lehrkörper ähnlich viele Mutationen wie im Kader während der einzelnen Dienstperioden. Ich bin mir der Absonderlichkeit dieser Unternehmung bewusst. Tagebücher, Maximen und Reflexionen sind selbst in der Literatur Amerikas Ausnahmen. Wenn man von Politikern wie Adams oder Eisenhower, von Männern wie Thoreau absieht, sind in der Literatur,

beziehungsweise unter den Dichtern keine bekenntnisartigen Aufzeichnungen wie diejenigen Goethes, Kellers, Frischs zu finden.

Die Entsprechung in der Praxis. Ich habe drei Jahre lang die übliche Departmentsleitung als Fremder miterlebt: Meetings beim Lunch, wo naturgemäss verschiedene unbequeme Problemchen unter den Tisch fielen. Ich versuchte dann selber zwei Jahre lang mit möglichst offenen Karten zu spielen, das heisst die Probleme während einer nüchternen Sitzung durchzudiskutieren. Jetzt habe ich zu bekennen, dass ich vielleicht zu jener geschickteren amerikanischen (halbdiktatorischen?) Methode der Lunchbeschlüsse zurückkommen würde. Das streng demokratische Prinzip wird für einen Administrator zu mühevoll, wenn alle Kollegen mitreden. Hier, wo die Meinung des Jüngsten so viel zählt wie die des Erfahrensten, beziehungsweise Ältesten und die Institutionen äusserlich nicht so hierarchisch gegliedert sind wie in Europa, sind versteckt autoritär-hierarchische Tendenzen sehr gegeben. Wir sind schliesslich im Land des mächtigsten Präsidenten und der unzähligen Geschäftspräsidenten, die fast alle, so jovial sie wirken, gewisse Eigenschaften der Gewalthaber besitzen.

Ein Schweizer Hochschultag. Eindrucksvoll, in der Aula all die gewichtigen Vertreter aus den Bereichen von Militär, Wirtschaft, Staat und Wissenschaft versammelt zu sehen. Bedrückend andererseits, wie in der Eröffnungsansprache vor allem von Erweiterungsbauten, Kreditbegehren und der Hoffnung, das Volk sage diesmal Ja zum notwendigen Beitrag, gesprochen wird und keine Freiheit für wirkliche

akademische Gedanken zu spüren ist. In Bryn Mawr, wo momentan ebenfalls einige Millionen fehlen, war von diesem finanziellen Engpass in bedeutend humorvollere Weise die Rede gewesen. Dafür fehlten dort die repräsentativen Vertreter einer grösseren Gemeinschaft; ein General am Commencement wäre undenkbar. Die amerikanischen Hochschulen sind, besonders wenn es sich um private Institutionen handelt, elitärer als die europäischen. Das bringt offenbar die Souveränität mit sich, über die Sorgen des Alltags lächeln zu können. Inselbewohner sind meist recht unabhängig vom Festland. Ein Kollege, mit dem ich mich über meine Eindrücke am Schweizer Hochschultag unterhielt, erklärte mir die Humorlosigkeit der Eröffnungsansprache so: wenn es sich hierzulande um finanzielle Fragen handle, müsse man sehr ernst sprechen; sonst werde die Sache von den zuständigen Stellen nicht wichtig genommen.

Augenscheinliche Trostlosigkeiten. Sie beginnen für mich im Thurgau auf Gängen über Asphaltwege, die Bahndämmen entlangführen, wo selbst die Seitengraben noch geputzt scheinen. Darüber Telefonleitungen, für die Ewigkeit eingerichtet. In Amerika sind es am ehesten grosse Bahnhöfe wie Thirtieth Street-Station in Philadelphia, wo die letzte Spur von Urbanität verschwunden ist. In den Bahnhöfen Zürichs oder Londons spürt man immer noch einen Hauch davon, auch etwas von der alten Droschkenzeit, wogegen die amerikanischen Grossbahnhöfe einfach unterirdische Verliesse sind, wo Menschen wie Ameisen herumkrabbeln oder sich herumbewegen lassen.

Verwirrender Campus. Einige Tage

nach Semesterbeginn in Bryn Mawr wieder der Eindruck, ein amerikanisches College sei eine verrückte, recht verwirrende Einrichtung. Vor zwei Jahren hatte mir eine Studentin, die einen glänzenden Aufsatz über ein Gedicht Ingeborg Bachmanns geschrieben hatte, den ich mir, weil er so natürlich, intelligent (fast genial ausserhalb der gewöhnlichen Fachsprache) war, nicht von einem Europäer oder einer Europäerin geschrieben hätte vorstellen können, auf mein Kompliment hin geantwortet, vielleicht sei es in einem amerikanischen College leichter, über ausserordentlich komplizierte Dinge gleichsam im Alltagsstil zu schreiben, weil man jeden Tag mit dem höchst komplizierten Betrieb des College-Komplexes konfrontiert werde.

Vor lauter Freizügigkeit im Unterrichtsbetrieb kommt man anfangs kaum zum Unterrichten. Es sind ja keine Vorlesungen, bei denen zuhört, wer will, sondern kleine seminarartige Gruppen. Die Undergraduateabteilung eines College ist, von uns aus gesehen, eine Bastardform von Hochschule und Mittelschule, und die Situation wird vollends verwirrend, wenn man bedenkt, wie verschiedene Dinge hier angeboten werden: Latein für Anfänger, Deutsch für Anfänger. Daneben die spezialisiertesten archäologischen und philosophischen Seminare, all das unterrichtet

von einem Lehrkörper, auch auf den Anfangsstufen, deren Mitglieder zum Teil Weltruf haben. (Bryn Mawr ist stolz darauf, fast keine Teaching-Assistants zu haben, das heisst die Anfänger ebenso ernst wie die Fortgeschrittenen zu nehmen).

Ein junger Kollege auf meinen Stossseufzer hin, ich verstehe Amerika, zum mindesten die amerikanischen Administrationen, jedes Jahr weniger: «Dann passest Du ja immer besser zu uns!» Der gleiche Kollege übrigens, der, als wir auf Nationalhymnen zu sprechen kommen, gesteht, dass ihm «Star spangled Banner» erst besser gefalle, seit er gemerkt habe, das ganze Lied bestehe zur Hauptsache aus einer Frage.

Warum ist Amerikanismus für viele sensible Menschen fast ebenso schlimm wie Teutonismus? Weil er ebenfalls eine Form der Unkultur ist. Allerdings recht komplizierter Art. Bekannt ist der Ausspruch, eigentlichen Amerikanismus gebe es nur in Europa. Das stimmt gewiss im allgemeinen, bedarf aber einer kleinen Ergänzung: Hier in der neuen Welt habe ich abstossende Amerikanismen eher bei vor kurzem Eingewanderten angetroffen als bei Einheimischen. Und weil der Kontinent ein Gebiet der Einwanderer ist, grassiert das Übel auch hier – vor allem bei Halbamerikanern.

Hans Bänziger